

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 22 (1995)

Artikel: Bemerkungen zu Urs Richle und Peter Weber
Autor: Wickli, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bemerkungen zu Urs Richle und Peter Weber

Urs Wickli, Bern

Prolog

Jack H., zu dessen Erinnerung dieser Aufsatz geschrieben ist, er starb vor einem Jahr, 34jährig, an AIDS, erzählte mir einmal, wie wir im Zug nach Wil, nach Zürich fuhren, er wohl wegen Stoff oder einem andern Deal, ich weiter dann nach Bern, meiner Wahlheimat, zu, erzählte mir also, dass neben der Thur, wo es in die Nesslauer Laad hinaufgehe, massenhaft Kühlschränke vergraben seien, von einer ehemaligen Mülldeponie herrührend, darauf ein kleiner försterlicher Pflanzgarten, kniehohe grüne Tännchen, angelegt sei.

Bestseller

Wahrscheinlich stimmt es, dass, wer letztlich etwas von der Gesellschaft verstehen will, sich bestens in Ökonomie auskennen muss. Und wer weiss, wie die Medien, die Werbung und die damit verbundene Macht funktionieren, hat viel gewonnen in der Erkenntnis dessen, was vorgeht. Beides masse ich mir nicht an. Ich beobachte aber und möchte im Bewusstsein darum, dass es die Mühe einer ganzen Abhandlung wert wäre, den kommerziellen Erfolg *des Wettermachers* zu analysieren, hier eine kleine Chronik anführen.

Vor zwei Jahren machte Peter Weber, damals der breiten Öffentlichkeit noch gänzlich unbekannt, er galt allenfalls als Geheimtip in der Literaturszene, in seinem Umfeld den Romanerstling von Urs Richle, *Das Loch in der Stube*, zum Gesprächsstoff. Richle sei Wattwiler, dort ins Seminar gegangen, sechsundzwanzig usw.

Als ich dann das Buch, nachdem es eine Weile herumgelegen hatte, schliesslich in einem Zug durchlas, war es mit dem Gefühl einer grossen

Befreiung: endlich schrieb einer, den ich als einen aus meiner Generation erkannte, und er schrieb, weshalb es nicht auszuhalten sei «in den ländlichen Gebieten der Ostschweiz».¹ In der Presse, von der COOP-Zeitung bis zur NZZ, erhielt Richles Erstling wohlwollende bis wohlwollend kritische Besprechungen. Es blieb bei dieser Anerkennung und einem Kreis dankbar erfreuter Leser und Leserinnen. Ein regelrechter Publikums- und Verkaufserfolg war dem Buch aber nicht beschieden. Dies nicht zuletzt deshalb, weil der Gatza-Verlag, ein erst kurz zuvor gegründeter Kleinverlag, der *Das Loch in der Stube* herausgebracht hatte, es mangels Professionalität schlicht versäumte, die damals bestehende Nachfrage mit einer Zweitaufage zu befriedigen. Erst zwei Jahre später, also 1994, kam diese auf den Büchermarkt.

Doch inzwischen war alles anders. Denn *Der Wettermacher* von Peter Weber war in den Medien als literarische Sensation des Jahres 1993 gefeiert worden. Es war ein wahres Fieber, weit über die Landesgrenzen hinaus. Ausgelöst war es in Deutschland worden, nämlich, als Peter Weber, der schon längere Zeit mit dem renommierten Suhrkamp-Verlag in Kontakt gestanden war, mehrere Lektoratsphasen hinter sich hatte, am Wannsee zu Berlin, im Frühling 1993, als nobody aus seinem Manuscript vorlas, zwar den Döblin-Preis (einen der wichtigsten Literaturpreise überhaupt) nicht bekam, aber mehr Furore machte als der Preisträger und alle andern. Denn die dort versammelten Intellektuellen, sozusagen die Spitze der kritischen Instanz im deutschen Sprachraum, waren mehrheitlich verblüfft und begeistert. Mit Eloquenz und Kompetenz und Autorität wurden die entscheidenden Formulierungen, Charakterisierungen und Verdikte, geprägt, welche dann, von Journalisten zu Schlagzeilen



Urs Richle (Jahrgang 1966) und Peter Weber (Jahrgang 1968).

aufgegrelt, die Köpfe der Allgemeinheit impfen sollten. Weiter wurde beinahe gleichzeitig bekannt, dass der Jürgen-Ponto Förderpreis, gestiftet von der Dresdner Bank, der zweitgrössten Bank Deutschlands, an den jungen Mann aus dem Toggenburg vergeben würde. Die Stimmung war da, die Solothurner Literaturtage standen vor der Tür, die Szene war gespannt auf den Auftritt, und Peter Weber enttäuschte sie nicht.

Sein Verlag nutzte folglich die Gunst der Stunde und drängte, obwohl eigentlich erst für das Frühjahr danach vorgesehen, zur Publikation noch im Herbst 93. Der Erfolg war bekanntlich phänomenal.

War er zu Beginn noch aus dem Hintergrund gemanagt, verselbständigte er sich dann zusehends. Nebst Radio und einigen Zeitungen, wo es um die Sache, das Buch, ging, heizten TV, Boulevardpresse, Tages-Anzeiger Magazin und ein zynischer Weltwoche-Artikel tüchtig ein mit Bildchen, Halb-Privatem, Insider-Wissen und Superlativen. *Der Wettermacher* wurde zum Bestseller, Peter Weber zur VIP, sein Generalabonnement und der Free Jazz zu seinem Markenzeichen. Das dürfte wohl ganz im Sinne des Suhrkamp-Verlags gewesen sein, dessen Strategie, Peter Weber als jungen Autor, als den Jungautor der Schweiz zu verkaufen, schliesslich vollends aufgegangen ist.

Im Schatten und Schleptau seines Erfolges kamen andere Jung-AutorInnen zu Medienpräsenz, namentlich solche aus der NETZ-Gruppe, welche vor drei Jahren auf eine Initiative von Peter Weber hin entstanden war. Zuerst gierten die Medien nach der, wie sie mein-

ten, «neuen Bewegung», sogar das österreichische Fernsehen kloppte an, doch mittlerweile sind kritischere, die Begeisterung relativierende Artikel erschienen, und innerhalb der Gruppe sind Unstimmigkeiten, Abspaltungen und Profilierungskämpfe zu beobachten.

Dabei war es Peter Weber ein Anliegen, seinen Erfolg dazu zu verwenden, andern Schreibenden zu Publizität oder zu mehr Publizität zu verhelfen. Darunter die bekanntesten sind sicherlich Perikles Monioudis, Ruth Schweikert und Urs Richle, dessen *Mall*, erschienen 1993, durch die Nähe zu NETZ und dank des allgemein gewachsenen Interesses breiter wahrgenommen wurde als der Erstling, der nun endlich in zweiter Auflage erschien.

Von der Aufdeckung

Alles zu sagen, von der Urahnin Ana über die Vorantreiber Zwingli und Escher bis hin in die jüngste Gegenwart der Garagen und Antennen, dabei scheinbar Geologie, Geographie, Ethnologie, Kultur- und Sprachtheorie enzyklopädisch in sich vereinigend, dieses Unterfangen geradezu biblischen Ausmasses stellt der Roman *Der Wettermacher* dar, ein Unterfangen, das, wäre da nicht ein grosser Schalk, der dem Ganzen eine komödiantische Note verleiht, unerträglich wäre in seinem Totalitätsanspruch, das Toggenburg und die Welt neu zu erklären.

Alles zu sagen, was für die Texte von Urs Richle und Peter Weber von Belang ist, übersteigt die Absicht nachfolgender Überlegungen, wel-

che um die Fragen kreisen, wie, weshalb und wozu erzählt wird. Gleichzeitig wird zu zeigen versucht, dass darin, worin Richles und Webers Texte sich unterscheiden, auch ihre Gemeinsamkeiten liegen und die beiden, über das Biographische hinaus und bei aller Differenz, einander so unähnlich nicht sind in ihrem Schaffen.

Berücksichtigt werden zu dieser Untersuchung ausschliesslich ihre grösseren Veröffentlichungen: *Das Loch in der Decke der Stube*, *Mall* oder *Das Verschwinden der Berge* und *Der Wettermacher*.

Biographisch gemeinsam sind den Autoren Urs Richle und Peter Weber die Herkunft (Wattwil), das Weggehen (Berlin, Genf bzw. Zürich), das Alter (28 bzw. 26) und der Bildungsweg (Kantonsschule Wattwil, abgebrochenes Studium). Literarisch gemeinsam sind ihnen das Erzählen in der Ich-Form, das Formulieren eines ästhetischen Anspruchs und dessen Einlösung, ein Schreiben, das auf sich selber aufmerksam macht.

Richle und Weber erzählen durchwegs in der Ich-Form. Obschon diese, ihrem subjektiven Charakter nach, ans Tagebuch oder an andere Formen der persönlichen Aufzeichnung denken lässt, handelt es sich bei ihren Texten, unabhängig von der biographischen Nähe oder auch nicht, um nichts anderes als literarische Erfindungen. Denn als Ich-Erzähler schlüpfen sie in die Rolle des kurenden Gärtnergehilfen, des psychiatrisierten Hotelgastes bzw. des behinderten, da in der Kindheit verstummten Wettermachers. Allesamt sind die erzählenden Figuren junge, eben erwachsen gewordene Aussenseiter, Fremd- und Sonderlinge.

Dass Richle und Weber den Blickwinkel von Randständigen gewählt haben, ist freilich nichts Aussergewöhnliches. Es hat nämlich, an Robert Walser sei hier erinnert, Tradition, dass aus dem gesellschaftlichen Abseits berichtet wird, von jenen, die ungeborgen, fremd sind in ihrer Umgebung und die darum den notwendigen Abstand für den freieren, fast ethnographischen Blick haben und doch dieselbe Lebenswelt teilen. Aus der Spannung von Distanz und Nähe formt sich das Erzählen von Geschichten.

Während Richles Erzähler nun aus quasi-realistischer Warte beobachten, berichten und notieren, entwirft der im Kellermief sitzende Wettermacher die Welt sprachlich neu. Beiden Verfahren liegt die Notwendigkeit zu Grunde, sich dessen, was ist, sprachlich zu vergewissern. Das Mittel, die Gegenwart zu bewältigen, könnte bei Richle mit «Beschreibung», bei Weber mit «Phantasie» gekennzeichnet werden.

Wie wichtig für Weber das Schöpferische, das Künstlerische, ist, liest sich daran ab, dass sein Roman den Akt des Schreibens thematisiert und «den grossen Erzählfluss»² fortwährend in sich reflektieren lässt. Dieses Nachdenken des Schreibenden über sein Phantasieren in der Sprache kommt in Richles Texten, die auf Grund ihrer geringeren Komplexität einfacher, geradliniger, schnörkeloser verlaufen, kaum vor.

Was vorliegt, ist allein die Ausformulierung ihres ästhetischen Anspruchs. So heisst es im *Loch der Decke der Stube* ziemlich abrupt, hart und bestimmt, fast brutal: «Was ich mir vorgenommen habe: Alles Überflüssige wegzulassen».³ Von daher die Auslassungen, der karge, spröde Stil, das Sparsame im Gebrauch der Sprache, in die sich aber leider einige unausgegorene Sätze und Zufälligkeiten eingeschlichen haben, welche dem strengen Vorsatz aufs heftigste zuwiderlaufen. In *Mall* ist es dann weniger ein Vorsatz, sondern vielmehr eine Erzählhaltung, welche die Tonalität des Textes bestimmt: «Malls Geschichte, denke ich, ist eine von vielen, eine wie jede andere»,⁴ und «es geht nicht um Sinn. Es geht um die Beschreibung ...».⁵ Das ist, je nach Lesart, eine ethische Grundhaltung, welche sich der Wertung in gute oder schlechte Leben verweigert, oder aber eine an Nietzsche gemahnende, pathetisch anklingende Künstlermoral. Doch fraglich ist, ob *Mall* in der literarischen Ausführung so gelungen sei, dass der Text unter rein artistischen Gesichtspunkten Bestand hätte.

«Artistisch» ist zweifellos das Wort, welches auf den *Wettermacher* zutrifft. Kunst, Kunst-Machen, Wetter-Machen, Wirklichkeiten-Schaffen, Zusammenhänge-Stiften, Meinungen-Bilden: mit dem Wort eine Welt schaffen und diesen Prozess für Erkenntnis transparent machen, das leistet Webers Roman, allerdings nicht mit tierischem Ernst, sondern humorvoll, von der Ironie bis zur Narretei. Ernst und doch mit einem Augenzwinkern wird auf die Frage nach dem Verhältnis von «Welt» und «Sprache» eine Antwort gegeben, welche gedanklich zwar nicht bahnbrechend ist, aber durch ihre bildhafte Prägnanz zum Klassiker avancieren könnte: «Euch allen, meine Lieben, sage ich, dass der Wettermacher Wetter macht, indem er übers Wetter redet, dass der Wettermacher Wetter macht, um verschiedene Dinge ins rechte Licht zu rücken, und dass ihm das Wetter Worte wechselt. Das Wetter wechselt Worte.»⁶ Gleichzeitig enthält dieses Votum eine moralische Bestimmung des Schriftstellers: verschiedene Dinge ins rechte Licht rücken, d.h. Aufklärung. Etwas so sagen,

**Peter
Weber**

**Der
Wetter-
macher**



**Roman
Suhrkamp**

wie es sonst ungesagt bliebe. Die dazugehörige Erzähl-Methode lautet: «Ich schweifte ab, um zur Sache zu kommen.»⁷ Damit gewährt Weber sich und seinem Erzähler die Freiheit des freien Fabulierens, welche, im Unterschied zum Vorhaben, «das Überflüssige wegzulassen»,⁸ kleinere faux pas toleriert, mithin in Kauf nimmt. Doch hinter den Abschweifungen, teilweise ins Rätselhafte, Dunkle, hinter Sprachwitz und -spiel steckt die Absicht – und darin sind sich Richle und Weber gleich –, etwas zu sagen, das Nicht-Überflüssige, die Sache.

Dies gelingt ihnen dadurch, dass sie ihre Sprache von jener des Alltags, d.h. auch vom Journalismus, abgrenzen. Ein stilistisches Mittel benützen hierfür beide in auffälliger Manier: die vielen Leerzeilen. Diese zeigen die Auslassung, die Verknappung an – das non-dit, die Stille. Es ist ein Innehalten, ein Kunstgriff vergleichbar den gedeckten Pausen in der Musik oder jenen absichtlich leer gelassenen Stellen auf Bildern, wo die nackte Leinwand zu Tage tritt. Derartige Aussparungen verweisen, indem sie etwas zu nichts in Beziehung setzen, auf das Ausdrucksmittel selber, d.h. in unserem Falle: die Sprache und bewirken so eine Steigerung, eine Konzentration des Ausdrucks, eine Verdichtung. Wie ein Gedicht muten denn auch manche Passagen im *Wettermacher* an. Ebenso ist Richles Erstling etwas Lyrisches zu eigen.

Mit diesem poetischen Moment geht einher, dass der Verlauf der Geschichten von den Leerzeilen gebrochen wird. Geradezu exemplarisch gilt dies für *Das Loch in der Decke der Stube*, wo jeweils nach Leerzeilen der Schauplatz wechselt. Der Bericht, wie es zum Selbstmord von Marianne kam, wird immer wieder durch Berliner Einschübe gebrochen. In *Mall*, wo weniger exzessiv vom Stilmittel der Leerzeilen Gebrauch gemacht wird, haben diese vor allem die Funktion, kleinere Erzählsprünge zu ermöglichen. Als gesamtes ist Richles zweiter Roman insofern wiederum gebrochen, als die Chronologie der Ereignisse umgekehrt wird: die letzten Tage Malls, welche die unvermittelte Abreise des Krankenpflegers Hörmann ausgelöst haben, werden erst am Ende des Romans erzählt, d.h. sein Aufbau ist willentlich – vielleicht etwas gar willkürlich – angelegt, doch bei weitem nicht so komplex wie derjenige des *Wettermachers*, dessen Eigengesetzlichkeit, worin die verschiedensten Partikel unter der Grobstruktur vom angebrochenen Abend bis zum andern Mittag untergebracht werden, auf assoziativen Zusammenhängen und rhythmischer Anordnung der Episoden beruht. Fast musikalischen Wert haben in Webers Roman auch die Leerzeilen.

Mit diesen und andern stilistischen und erzähltechnischen Besonderheiten, welche sich klar vom alltäglichen Gebrauch der Sprache unterscheiden, verlangen sowohl Richle als auch Weber den Lesenden eine erhöhte Aufmerksamkeit ab und machen sie, sofern sie sich überhaupt auf die Lektüre eingelassen haben, bereit, vermehrt wahrzunehmen. So wird etwas überhaupt erst zur Sprache und ins Bewusstsein gebracht, was sonst im Dunkeln bliebe. Ich meine damit, dass, überspitzt formuliert, der Erkenntniswert einer TV Talk Show oder irgend eines Zeitungsartikels gering, das meiste Reden ein Gerede ist, wenig bis nichts sagend, währenddessen Literatur, so sie ist, Neuland eröffnet und wunde Punkte berührt. Sie sprengt die Ketten des sogenannt gesunden Menschenverstandes und durchbricht den Panzer der Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten. Denn sie ringt um Wahrheit. Jedenfalls sehe ich bei Weber und Richle ein Aufbegehren gegen das Unhinterfragte.

Motivisch erscheint ihr Aufbegehren in der Thematisierung der Herkunft: Heimat, seit Frisch *das Problem* in der (deutsch)schweizerischen Literatur, wird, einmal mehr, in Frage gestellt.

Paul Zoll, der Ich-Erzähler in Richles Erstling, musste fort, weg. Um sich klar zu machen, weshalb, erzählt er sich und uns die Geschichte eines Selbstmords, schildert, wie Verschweigen, also Lügen, das Lebensklima vergiftet und wie, kommt sie an den Tag, die Wahrheit tödlich wird für jene, die am meisten belogen, um ihre Identität betrogen worden sind. Die Lügerei ist die eine Seite einer rigorosen Moral, die, zum Schein verkommen, zur Fassade erstarrt, sich selbst regiert. Die andere Seite davon ist die gegenseitige Beobachtung der Menschen im Dorf, dieses einander kontrollieren, die dörfliche Enge, die Unfreiheit, das fast Paranoide. Dafür hat Riche sehr viel Gefühl.

Anders, mehr enzyklopädisch, spürt der Wettermacher August Abraham Abderhalden der Herkunft nach. Energisch und geradezu subversiv erinnert er daran, dass sich das toggenburgische Erbe aus ursprünglich Fremdem herleitet, beispielsweise aus dem orientalischen Christentum und der südamerikanischen Kartoffel: Heimatkunde wandelt sich derart zur Lehre von der Welt, und an der Tradition reibt sich anverwandelnd stets das Neue, bis es dazugehört, vom Opel Rekord bis zum Free Jazz.

Interessant dabei ist, dass sowohl Richles *Loch in der Decke der Stube* als auch Webers *Wettermacher* in einem Bekenntnis enden: bei Zoll das Eingeständnis eines diffusen Heimwehs:

«Wann ich den Gedanken, in die Schweiz zurückzukehren, zum ersten Mal hatte, weiss ich nicht. Seither trage ich ihn mit mir herum und weiss nicht, wohin damit.»⁹ und beim Wettermacher Abderhalden ein grosses Ja der Befreiung: «Es war hier in der Stadt, wo ich zum ersten Male unter dem Wetterrand durch und ins Offene hinausschauen konnte.»¹⁰

Epilog

Dass Freitag, der Bruder des Wettermachers August Abraham Abderhalden, ein Musterschüler war, wird zwar nicht als direkte und alleinige Ursache für seinen Selbstmord angeführt, aber immerhin an mehreren Stellen assoziativ damit verknüpft. In einem ähnlich fragwürdigen Licht erscheint die Schule bei Richle, wenn er in seinem ersten Buch die grimmig gezeichnete Figur des Lehrers Kalkgräber auftreten lässt.

Ich meine, es hat seine Bedeutung, wenn zwei Absolventen der Kantonsschule Wattwil in ih-

ren Büchern das Schulwesen derart attackieren. Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass anfangs der achtziger Jahre die Kantonsschule Wattwil vor allem eine Prüfungs- und Disziplinierungsanstalt war.

Was bleibt, ist die Hoffnung, dass in Zukunft jene, die sich ihre Eigenständigkeit bewahren können, die Grammatik, die sie dort einmal gelernt haben, nicht mehr gegen ihre einstige Schule richten müssten.

Zitate

- 1) Das Loch in der Decke der Stube, S. 15
- 2) Der Wettermacher, S. 187
- 3) Das Loch in der Decke der Stube, S. 36
- 4) Mall oder Das Verschwinden der Berge, S. 178
- 5) Mall oder Das Verschwinden der Berge, S. 175
- 6) Der Wettermacher, S. 40
- 7) Der Wettermacher, S. 25
- 8) Das Loch in der Decke der Stube, S. 15
- 9) Das Loch in der Decke der Stube, S. 156
- 10) Der Wettermacher, S. 316